

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 29 (1988)
Heft: 1

Artikel: Krankenschwester bei den Partisanen
Autor: Schatzmann, Barbara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Afghanistan-Bericht von Barbara Schatzmann

Krankenschwester bei den Partisanen

Für den SOI-Hilfsfonds in Afghanistan unterwegs war im September und Oktober letzten Jahres die schweizerische Gemeindeschwester Barbara Schatzmann. Für das ZeitBild hat sie darüber einen Bericht verfasst.

Die lange Wartezeit auf meinen Begleiter, den deutschen Arzt Dr. Friedrich Schuster, findet nun endlich ein Ende, und wir stehen am Flughafen von Peshawar, um den Arzt abzuholen. Wir warten in einer riesigen Menschenmenge vor der Abschränkung und halten Ausschau nach einem Europäer. Mit demselben Flug kommt eine stattliche Anzahl von ehrwürdigen Moslems zurück, die sich auf ihre Pilgerfahrt (= Hadsch) nach Mekka begeben hatten.

Diese Hadschis werden jeweils von der halben Dorfschaft abgeholt und in buntbeschnückten Wagen heimgefahren, wo sie ein tolles Will-

kommensfest erwartet. Als sich der Aufruhr etwas gelegt hat, erkennt man ein paar Europäer, und unsere Wahl zielt auf einen sportlichen Mann mit dunklem Vollbart.

Wir haben den richtigen gefunden und können alsbald zu unserer komfortablen, vollklimatisierten Unterkunft in der University Town von Peshawar aufbrechen. Dieses Viertel hat sich erst richtig durch den Krieg in Afghanistan entwickelt, da hier die meisten ausländischen Hilfsorganisationen ihren Sitz haben.

Die nächsten Tage verbringen wir damit, unser medizinisches Material bereitzustellen, mit den afghanischen Organisatoren den Einsatz zu planen und uns selbst mit afghanischer Kleidung einzudecken. Für mich selbst heisst das sowohl eine Frauen- als auch eine Männerkleidung zu besorgen, da ich mich im Lande selbst ausschliesslich mit Männern fortbewegen werde und dabei möglichst nicht auffallen sollte. In dieser Zeit besuchen uns immer wieder die ersten Patienten, welche ebenfalls für das Deutsche Afghanistan-Komitee tätig sind, womit wir auch die ersten Kontakte zur afghanischen Bevölkerung kriegen.

Am 6. September gilt es dann ernst, indem wir das erste schwierige Gelände, die «tribal area» (immer noch auf pakistanischem Boden), durchfahren müssen. Dieses Stammesgebiet ist offiziell für Ausländer gesperrt, und des öfteren treten hier Spannungen und Schiessereien innerhalb der verschiedenen Stämme und Glaubensrichtungen (Sunniten-Schiiten) auf.

Nach neunstündiger Autofahrt unter dem für mich völlig ungewohnten Vollschiefer erreichen wir unser Ziel, wenige Kilometer vor der

afghanischen Grenze. Während dieser Zeit durfte ich mich nicht von der Stelle rühren, auf keinen Fall unterwegs den Schleier heben, und so ist es nicht verwunderlich, dass ich als allererstes meine Blase entleeren musste...

Dr. Schuster, der getrennt von mir mit einer Mujahedingruppe in einem uralten, buntbemalten Lastwagen unterwegs ist, scheint leider noch nicht eingetroffen zu sein. Hier spricht keiner der Afghanen Englisch, und ich habe keine Ahnung, was in den nächsten Stunden passieren wird. Ich komme mir recht verloren vor. Wenn der Arzt nicht durchkommt, ist der ganze Einsatz gefährdet, denn ich allein als Krankenschwester und Frau kann in diesem Land nichts ausrichten. Doch in der Nacht kommt er dann todmüde an, und es kann uns nur recht sein, wenn wir uns in einem Raum stillhalten sollen.

Nächste Nacht geht es dann weiter, und wir erhalten die ersten Eindrücke von den tollen, sternenklaren Nächten Afghanistans. Wir passieren unzählige Flüchtlings- und Nomadenzelte, und im Mondschein erkennen wir schwach die Silhouetten von ruhenden Kamelherden. Sobald die Morgendämmerung eintrifft, suchen wir einen Schlafplatz im Freien auf. Tagsüber halten wir uns unter den schützenden Bäumen versteckt, damit uns die patrouillierenden Aufklärungsflugzeuge der Regierungstruppen nicht entdecken.

Mit einbrechender Dunkelheit nehmen wir die beschwerliche Reise über Stock und Stein wieder auf. Wir fahren im Konvoi von drei mit Medikamenten schwer beladenen Lastwagen und zwei Geländewagen und kommen entsprechend langsam voran. Die Fahrer müssen aus-



Barbara Schatzmann.



Mütterchen Rußland

Zeichnung:
«Welt am Sonntag»

serordentlich konzentriert fahren, denn von Strassen sehen wir nichts, sondern nur steinige Pfade, Flussbetten oder Sandwüsten. Aus Sicherheitsgründen darf nur mit Tarnlicht oder sogar ganz ohne Licht gefahren werden. Wie schnell könnte man da in einem Graben landen! So ist es nicht verwunderlich, dass trotzdem immer wieder kurz das Licht angemacht wird.

Am dritten Tag unserer Reise merken wir, dass wir uns den Zonen mit aktiverem Kriegsgeschehen nähern: Neben den bellenden Kalaschnikovsalven hört man immer wieder die dumpfen Detonationen von schweren Geschützen sowie Fliegerlärm. Etwa 15 km entfernt sei ein Kampf im Gange, heisst es. In den Dörfern werden uns neue Geschichten von sowjetischen Angriffen in den letzten Tagen berichtet. Sie seien mit Panzern gekommen, und es habe viele Tote gegeben. Ja sogar Fallschirmspringer seien gelandet und hätten sich, als afghanische Freiheitskämpfer verkleidet, vorgeschoben. Bevor sie jedoch ihr Unheil in den nahen Dörfern hätten anrichten können, seien sie von Schafhirten entdeckt worden, womit sich die Mujahedin rechtzeitig hätten wehren können. Es sei kein Russe lebend davongekommen... Wir fragen uns, wieviel man von diesen Geschichten glauben soll; mindestens die Zahlenangaben nehmen wir mit Vorsicht auf!

Wegen der jetzigen Kämpfe nahe dem Gebiet, das wir als nächste Etappe passieren sollten, müssen wir hier im gutgesicherten Talkessel noch einen weiteren Tag zuwarten. So können wir die malerische Umgebung mit den Pinien-

wäldern und den umherziehenden Schaf- und Ziegenherden geniessen. Rundherum auf den Bergkämmen sitzen die Mujahedin Tag und Nacht in ihren Stützpunkten, und so dürfen wir uns relativ sicher fühlen. Ich versuche etwas Schlaf zu finden, lobe mir aber dann die Erfindung eines «walkman».

Nächste Nacht geht die Reise wiederum ein Stück weiter, und damit kehrt auch die Angst, angegriffen zu werden, wieder zurück. Auch die Afghanen sind in Sorge. Eine grosse Anzahl der Kämpfer wird vorausgeschickt, um die Strecke gegen Panzer abzusichern, jedoch nicht bevor Allah geehrt und um Hilfe gebeten worden ist. Auch ich schicke ein stilles Gebet zum Himmel!

Die ersten paar Stunden verlaufen denn auch problemlos; zu unserer Rechten blitzt es von Leuchtraketen ein paarmal hell auf, doch uns passiert nichts. Irgendwann erlaubt der Kommandant anscheinend wieder mit Licht zu fahren. Ich wundere mich zwar kurz über diesen Entscheid, hüte mich aber davor, als Frau den Afghanen Einwände zu machen.

Offenbar werden wir aber doch entdeckt: ein dumpfer, dröhnender Knall ganz wenig hinter uns, und die ganze Umgebung ist für kurze Zeit in Rot getaucht! Wir stürzen uns alle aus den Wagen, was bei diesen alten Möbeln gar nicht so einfach ist, und suchen in dieser offenen Sandwüste irgendwo nach Deckung.

Ich sitze mit schlotternden Knien im Sand und schicke ein Stossgebet zum Himmel, der Jet möge doch nicht wieder zurückkehren! Ge-

spannt verfolgen wir das sich entfernende Motorengeräusch und husten uns den Staub und den Rauch aus den Lungen. Nach und nach finden wir uns alle wieder zusammen, und es wird beschlossen, die Weiterreise sofort wieder anzutreten. Ganz steif setze ich mich ins Auto und halte den Türgriff fest in den Händen, bereit, sofort wieder in Deckung zu gehen, doch für den Rest der Reise werden wir glücklicherweise verschont.

Dafür wird uns am nächsten Morgen einer unserer Mujahedin in bedenklich schlechtem Zustand auf den Schultern seines Kameraden in unseren Schlafraum gebracht. Der Patient ist bereits kaum mehr ansprechbar; er hat in der vergangenen Nacht starke Durchfälle gehabt. Er bekommt von uns sofort Flüssigkeit per Infusion, und im Verlaufe des Tages erhärtet sich unser Verdacht immer mehr, dass er an Cholera erkrankt ist. Er verliert massenhaft wässrigen Stuhl, ein Blutdruck ist nicht mehr messbar, und der Puls ist nur ganz schwach zu spüren. Der Patient bekommt hochdosiert Antibiotika gespritzt, doch wir müssen wegen fehlender Laborwerte und ohne Möglichkeit des ausreichenden Kaliumersatzes mit dem Schlimmsten rechnen. Trotz dieses schlechten Zustands müssen wir den tief bewusstlosen Mann auf den «pick up» laden und können dabei nur hoffen, dass er die beschwerliche Fahrt bis zur nächsten Klinik überlebt. Es wäre unmöglich, einen weiteren Tag hier zu verbringen, da wir uns ganz in der Nähe eines sowjetischen Postens vor der Stadt Ghazni befinden und immer damit zu rechnen ist, dass die «Russen» von

Afghanistan-Tagung

Wir laden unsere Leser herzlich ein, an einer Solidaritätsveranstaltung für Afghanistan teilzunehmen, die am Samstag, dem 16. Januar 1988, in Bern stattfindet.

Zu den Organisatoren gehört das Schweizerische Ost-Institut mit seinem Afghanistan-Hilfsfonds, und zu den Referenten gehört «unser Arzt in Afghanistan», Dr. Michel Mueller.

Weitere Referate werden durch folgende Persönlichkeiten gehalten: Prof. Dr. Heinrich Ott (Basel), Prof. Felix Ermacora (UNO-Sonderberichterstatler für Afghanistan, Wien), Olivier Roy vom Centre national de la recherche scientifique (Paris).

Der Eintritt ist frei; zum Rahmenprogramm gehört fakultativ ein afghanisches Mittagessen für Fr. 20.—. Beginn 10.00 Uhr, Ende ca. 15.00 Uhr. Adresse der Veranstaltung: Grosser Saal des Kaufmännischen Verbandes, Zieglerstrasse 20, Bern (beim Restaurant «Don Camillo»).

**SOI-Hilfsfonds
Afghanistan
PC 30-4474-8 Bern**

unserer Anwesenheit erfahren und uns deshalb angreifen könnten.

In der Klinik angekommen, können wir den Patienten dem afghanischen Arzt übergeben und darauf hoffen, dass bis morgen nicht noch weitere Cholerafälle auftreten werden. Bevor wir todmüde in unsere Schlafsäcke sinken können, müssen wir uns die umliegenden Höhlen ansehen, welche die Mujahedin zum Schutz gegen Fliegerangriffe gebaut haben. Ich sinke mit dem unangenehmen Gedanken in den Schlaf, dass hier das Zelt mit der gesamten Ausrüstung des Schweizer Arztes Dr. Michel Müller bei einem sowjetischen Fliegerangriff vor zwei Monaten verbrannt war...

Früh am nächsten Morgen vor dem Sonnenaufgang weckt mich das erste Morgengebet der Moslems kurz nach halb fünf Uhr. Ich drehe mich aber nochmals auf die andere Seite und halte erst etwa um halb sieben Tagwache. Erst jetzt lässt sich das Gebiet rund um die Klinik einsehen: Wir befinden uns in einem Seitental, nahe der Stadt Ghazni, in einer trockenen, felsigen Gegend, eng am nächsten Bergkamm gelegen. Rundherum sieht man Felsen und vereinzelte gut getarnte Lehmhütten mit Mujahedinstützpunkten. Hier hat es beispielsweise eine Gemeinschaftsbäckerei für alle hier ansässigen Bewohner.

Die Familien der Kämpfer leben nicht hier, sondern meistens mehrere hundert Kilometer entfernt in den Flüchtlingslagern auf pakistanischem Boden. So bin ich weit und breit die einzige Frau in diesem Tal! Unsere Wasserversorgung erhalten wir aus einer (sehr!) kleinen Quelle, direkt oberhalb unseres Lagers.

Wir beschliessen, die hiesige Bevölkerung (vor allem Frauen und Kinder) in den umliegenden Dörfern zu besuchen, anstatt diese Patienten in das weitaus gefährlichere Gebiet unserer Klinik kommen und warten zu lassen. Die Klinik ist somit hauptsächlich als Medikamentenlager und als Intensivstation für verletzte Krieger und/oder Frischoperierte gedacht. Da die Schwerverletzten aber in zwei bis drei Tagen aus diesem Gebiet zur afghanisch-pakistanischen Grenze transportiert werden können, legen wir das Hauptgewicht auf die Herstellung der Transportfähigkeit. Als Untersuchungsraum in den Dörfern bietet sich jeweils ein Platz im Schatten der Bäume, die Moschee oder, wenn möglich, ein Raum des Dorfältesten an.

So kriegen wir jeweils für kurze Zeit einen Einblick ins afghanische Dorfleben. Bevor wir einen Raum betreten, ziehen wir unsere Schuhe

aus und nehmen dann am Boden auf bunten Teppichen Platz. Vor allem hier in den Dörfern geniessen wir die tolle Gastfreundschaft der Afghanen. Nach einiger Zeit recht einseitiger Ernährung, hauptsächlich aus Tee, Fladenbrot und Reis bestehend, fühlen wir uns wie in einem 5-Sterne-Hotel mit den vielen aufgetischten Köstlichkeiten: Schafffleischvoressen, Fleischklösschen, Krautgemüse, Tomaten, Zwiebeln, Gurken, Yoghurt und zum Nachtisch Trauben, Melonen, Birnen... (je nach Saison). Die Riesenmengen kann ich unmöglich bewältigen, was die Afghanen kaum begreifen können! Ich glaube, sie verfügen über enorm dehnbare Mägen, dass sie sowohl Hungerperioden als auch ein solches Gewaltmahl problemlos durchstehen können...!

Bei der Patientenvsiste müssen wir sehr oft improvisieren; meistens im Freien auf einem Teppich breiten wir unsere Medikamente und Instrumente aus, klappen das kleine Tischchen mit den drei Sitzen auf und trennen den «Raum» mit Decken für die Untersuchung der vielen Frauen ab. Hier behandeln wir hauptsächlich Frauen, Kinder und alte Männer.

Die jüngeren Männer sind ja meistens unterwegs im heiligen Krieg, dem Jihad, und können ihre Familien nur alle paar Monate besuchen. Am häufigsten treffen wir Wurmerkrankungen, daraus resultierende Vitaminmängel und Anämien, Bindehautentzündungen, Magenübersäuerung, Gelenksbeschwerden und entzündliche Lungenerkrankungen an. Regional unterschiedlich sind die Befälle von Ohrenent-

zündungen bei Kindern und das zum Teil riesige Problem der Tuberkulose.

Beim Besuch der weiteren vier Kliniken treffen wir auch auf einige frische Kriegsverletzungen. In diesen Regionen ist die Anzahl der Kriegsverletzungen relativ gering, da die Patienten so schnell wie möglich zur Grenze gebracht werden und so die besseren Überlebenschancen haben. Bis auf wenige Fälle waren wir wegen eines fehlenden Röntgengeräts ausserstande, die tiefliegenden Splitter oder Kugeln sofort zu entfernen. Wir hielten den Wundkanal möglichst offen und liessen die Kugel durch Eiterung ausschweben. Leider besuchten uns immer wieder Patienten, zum Teil von weit mehr als hundert Kilometern entfernt, mit Monate zurückliegenden, unbehandelten oder sogar falsch behandelten Verletzungen wie etwa falsch zusammengewachsene Frakturen mit daraus resultierenden Fehlstellungen oder unsachgemäss amputierten Gliedern mit eitrigen Wunden.

So mussten wir immer wieder erkennen, wie wichtig es wäre, wenn ständig ausgebildetes medizinisches Personal im Land anzutreffen wäre. Die Zahlen von einem Arzt auf 100 000 oder mehr Einwohner scheinen mir deshalb recht realistisch zu sein, und es ist fest zu hoffen, dass dieser vom Leid geprüften Bevölkerung am Hindukusch nicht nur in medizinischen Belangen in naher Zukunft besser geholfen werden kann. Doch der Krieg geht leider immer noch weiter, jetzt bereits in das neunte Jahr! ■

Gorbatschow zu Afghanistan

In seinem Buch über die Perestrojka (siehe die letzten beiden ZeitBild-Nummern) spricht Gorbatschow auch über Afghanistan. Dieser Frage ist unter dem Stichwort «Regionale Konflikte» eine Seite von den 343 Seiten des Buches gewidmet.

Gorbatschow gibt als Grund für für den seinerzeitigen Sowjeteinmarsch unmittelbar den Wunsch der «afghanischen Führer» und mittelbar den Druck «imperialistischer Kreise» auf Afghanistan an. Dann:

«Wir wollen unsere Soldaten sobald wie möglich wieder zu Hause haben. Das Problem ist im grossen und ganzen gelöst. Allerdings ist damit die Notwendigkeit verknüpft, auch die Situation rund um Afghanistan politisch zu klären. (...) Die amerikanische Einmischung verzögert den Rückzug unserer Truppen und behindert die Politik der nationalen Versöhnung und damit die Lösung des gesamten Problems. Und die Weitergabe von Stingers an die konterrevolutionären Banden, die diese verwen-

den, um zivile Flugzeuge abzuschiessen, ist schlechterdings unmoralisch und durch nichts zu rechtfertigen.» (Seite 229)

Nun, die «konterrevolutionären Banden» brauchen die Stingers in erster Linie dazu, Kriegsmaschinen abzuschiessen, mit deren Hilfe man Dorfbewohner ermordet, ihr Vieh umbringt, ihre Dörfer und Felder verwüstet. Und das weiss Gorbatschow. Vor allem aber: der Krieg begann durch die sowjetische Invasion vor acht Jahren, die Lieferung von Stingers an die Partisanen dagegen vor einem Jahr.

Was immer die Perestrojka sonst bringt oder nicht: Für Afghanistan bedeutet sie so lange nichts, als das alte Morden mit der alten Verlogenheit gerechtfertigt wird. In Afghanistan selbst forcieren die Sowjets eben jetzt die «Überzeugung» mit militärischen Mitteln, und ausserhalb Afghanistans beschränken sich die politischen Bemühungen der UdSSR darauf, das Ausland davon abzuhalten, der afghanischen Bevölkerung eine minimale Notwehrhilfe zu leisten.

Wenn es den Sowjets um den Frieden in Afghanistan geht, haben sie den Tatbeweis in der Hand: sie brauchen bloss ihre Truppen abzugeben. Und falls sie auf die «amerikanische Einmischung» adäquat antworten wollen, dür-

Der ANC

75 Jahre African National Congress

Die älteste heute noch bestehende politische Organisation im südlichen Afrika ist der African National Congress (ANC). Der ANC wurde vor 75 Jahren, am 8. Januar 1912, in Bloemfontein in der Südafrikanischen Union als South African Native National Congress gegründet, und zwar zwei Jahre vor der Bildung der burischen Nationalen Partei (NP).

Die NP ist die regierende Partei in Südafrika, derweil der ANC den Anspruch erhebt, der wahre und einzig legitimierte Vertreter der schwarzen Bevölkerungsmehrheit zu sein, mithin die Alternative zur Apartheid. Im Westen werden die ANC-Führer zunehmend hofiert. Für die meisten weissen Südafrikaner ist der ANC eine terroristische Organisation, manipuliert von Kommunisten. Wie zahlreich die Anhänger der ANC unter den Schwarzen wirklich ist, lässt sich schwer feststellen, weil die Organisation in Südafrika seit 1960 verboten ist. «Speer der Nation» heisst der militäri-

fen sie ruhig ihren eigenen Freunden in Afghanistan auch Luftabwehrraketen liefern. Man wird dann schon sehen, wofür sich die afghanische Bevölkerung bei Chancengleichheit entscheidet.

Leider lässt nichts von dem, was die Sowjetführung tut oder sagt, darauf schliessen, dass sie in Afghanistan einen Frieden erstrebt, der nicht auf Kosten der Bevölkerung ginge, und da macht auch Gorbatschow keine Ausnahme.

★

Zu unserm Bericht über das Gorbatschow-Buch in den beiden letzten Nummern gibt es zeitlich etwas zu berichtigen: Die von uns (richtigerweise) vermerkte sowjetische Funkstille bezüglich der Inlandausgabe fing erst Mitte November an. Unmittelbar nach dem Erscheinen der russischsprachigen Originalausgabe kam es nebst dem erwähnten «Prawda»-Bericht vom 2. November noch zu andern Berichten, von denen der wichtigste eine halbseitige Buchbesprechung war, die in der «Prawda» vom 18. November erschien und positiv gehalten war. Danach fing dann das grosse Schweigen an, und es dauert – soweit wir feststellen können – immer noch an. *cb*

sche Flügel – die Guerillaorganisation – des ANC. Die «Speere» haben heute ihre Stützpunkte hauptsächlich im nördlichen Angola, während sich das ANC-Hauptquartier in der sambischen Hauptstadt Lusaka befindet. Über den äthiopischen Sender «Radio Freiheit» strahlt der ANC seine Propaganda in Richtung südliches Afrika aus.

Grenzen der Gemeinsamkeit

Die Nationale Partei hoffte in ihren Anfängen, die Buren («Bauern») zu einer Nation vereinen zu können. Der ANC war entschlossen, «alle Stämme und Sippen verschiedener Stämme und Rassen zu einem politischen Volk» zusammenzuschmelzen. In seiner ursprünglichen «Verfassung» gelobte der ANC, «die Einschränkung und Ausübung der Gewohnheiten von Fleiss, Sparsamkeit und Sauberkeit unter den Menschen zu ermutigen und das Evangelium von der Würde der Arbeit zu verkünden» ebenso wie «den Massstab der Rasse moralisch und religiös, geistig und materiell, sozial und politisch zu heben».

In ihren Ansichten zu spezifischen Problemen stimmten damals NP-Buren und ANC-Mitglieder überein. Beispielsweise waren sich beide darin einig, dass «man» Winston Churchill (den späteren britischen Premierminister) nicht als Generalgouverneur von Südafrika wollte, dass seine (von London angedeutete) mögliche Ernennung «von allen Südafrikanern abgelehnt werden würde».

Aber hier endete die «Gemeinsamkeit» zwischen Nationaler Partei und ANC. Derweil die Buren sich kaum auf Unterstützung von aussen verliessen, hoffte der ANC auf Hilfe von ausländischen Gönnern. Beides gilt noch heute für beide und ebenso, dass die Buren schon damals über das Stimmrecht (und damit echte Macht) verfügten, während die ANC-Leute, abgesehen von einigen reichen Schwarzen am Kap, nicht wählen durften.

Bündnis mit den Kommunisten

Das politische Programm des ANC war gemässigt. Es verlangte die Aufhebung der Rassenschranken in Schulen, Bergwerken und Fabriken und «gerechte Vertretung der Eingeborenen» im Parlament. Der gemässigte Standpunkt wurde vor allem vom in den Vereinigten Staaten ausgebildeten Missionslehrer Häuptling Albert Luthuli vertreten. Er war von 1952 bis 1967 ANC-Präsident. Luthuli, 1960



ANC-Chef Oliver Tambo mit Gorbatschow.

mit dem Friedensnobelpreis geehrt, setzte sich für eine «allgemeine südafrikanische multirasiale Gesellschaft» und für eine Strategie des passiven Widerstands, nicht der Gewalt, ein.

Luthuli geriet aber immer mehr unter Beschuss von radikalen Mitgliedern, vor allem seitens des 1944 geschaffenen ANC-Jugendbundes. Mit der Wahl von Nelson Mandela und Oliver Tambo (dem derzeitigen ANC-Präsidenten) in die ANC-Exekutive begann die Organisation das Ende der weissen Herrschaft zu verlangen. Unter dem Einfluss von Mandela und Tambo rückte der ANC der Kommunistischen Partei Südafrikas (SAKP) immer näher. Aus Anlass des 60. Jahrestages ihrer Gründung übermittelte der ANC 1981 der SAKP «brüderliche Kampfesgrüsse» und schrieb: «Das Bündnis zwischen dem ANC und den Kommunisten ist darauf gerichtet, alle unterdrückten Schichten und andere wahrhaft demokratischen Kräfte zu einen.»

Vor allem eine Exilorganisation

Die Sprache des «Sozialismus» löste 1955 den traditionell gemässigten und demokratischen Stil des ANC ab: im «Freiheitsmanifest» wird unter anderem die «Verstaatlichung der Bodenschätze, Banken und monopolisierten Industrien sowie die Kollektivierung der Landwirtschaft» verlangt. Nach dem Verbot der Organisation 1960 wurde der ANC vor allem eine Exilorganisation, die es verstanden hat, sich im westlichen Ausland als die bedeutendste Oppositionsgruppierung gegen das Apartheidssystem zu portraieren.

Der letzten Nichtmarxisten entledigte sich die ANC-Exekutive Mitte der siebziger Jahre. Als Gegenleistung für politische und finanzielle Hilfe durch den Sowjetblock folgte und folgt der ANC jeder Drehung und Windung der sowjetischen Politik. So rechtfertigt der ANC unter anderem den sowjetischen Krieg in Afghanistan und verdammt die amerikanische Hilfe für die Mujahedin. Der Afrikanische Nationalkongress hat sich unter Oliver Tambo zur reinen marxistisch-leninistischen Partei transformiert. Nach Tambo ist die Verbindung mit der SAKP nicht nur eine «papierene Allianz», sondern ein «lebendiger Organismus»...

Jacques Baumgartner